

Mailied bei Smog

Die Kastanien blühen –
eine grüne Geburtstagstorte,
die ihre Kerzen zündet
in einen weiteren Abend ohne dich.
Eine Startbahn die Poppelsdorfer Allee.
Ein warmer Luftkeil,
auf den meine Sehnsucht erkaltet rutscht –:
schwerer Smog über Bonn.

Die Stadt ächzt unter meiner
südlich verdrehten Liebe
zu dir, warum bloß zu dir?
Die Rettungswagen heulen für mich,
Rentner kollabieren,
als fühlten sie meine Erschöpfung,
und der Schweiß vermischt sich
mit den Aerosolen des Lebens, das
weiter geht, einfach weiter.

Mein Verstand will ein EKG,
weil er mir nicht mehr glaubt.
Aber was soll mir das bringen?
Du liebst mich nicht.
Ich will dich nicht –
Schieben wir's doch
auf den Mai!

Am Drachenfels

Das Abendläuten
nach getaner Arbeit,
bei uns nach getaner Ruhe,
nach erschnüffelten Veilchen,
Trüffelfunden, Beeren und Hölzern
nahe der Wurzel,
wenn die Erde der Sonne
das ihre zurückgibt als Schweiß
und die Maulwürfe zitternd
den Einbruch der Nacht erwarten.

Wir haben immer die Erde als Körper gelesen.
Nun lesen wir unsere Körper als Erde.
Was wir schon spürten: die Liebe
versteckt sich als Duft
in wässrigem Milieu.

Gelesen,
gekeltert,
auf Flaschen gezogen,
schläft sie mit flachem Atem,
bis unsre Arbeit getan ist,
sie tief Luft holt
nach getaner Ruhe,
und Gestern und Heute
sich ins Morgen verlängern,
rot
wie der Herbst im Weinberg.

Ein neuer Anfang

Rheinpromenade

Das Pfeifen der Mauersegler
dicht überm Wasser,
dicht unterm Himmel.
Du pflückst
Lindenblüten
vom Baum eines anderen Tags.

Das Wasser des Rheins
verbündet sich mit dem Licht,
um sie zu fangen,
die Spielleute der Luft,
aber sie drehen sich
einmal um ihren Bauch
und sind wieder frei.

Nachmittag.
Dicht überm Wasser
Lindenduft
besänftigt die Fluten,
betäubt die Mücken.
Du pflückst
alles und sammelst
es ruhig unter die Bindehaut.

Abend. Die Segler ziehn Schleifen
dicht unterm Himmel.
Pythagoras' Sphärenorchester
spielt einen einzigen,
spielt
immer denselben Ton.

Pflück dir
dein Tonband heraus.
Lass ihn verklingen,
den Tag.

Thomas Frahm

** 1961 in Duisburg, seit dem Studium langjährig
wohnhafte im Bonner Raum, lebt heute als Autor und
Übersetzer in Duisburg und Sofia.*

Ich verließ mein Wohnzimmer nur für einen kurzen Augenblick. Warum ich die Tür hinter mir zuzog, kann ich nicht mehr sagen. Das tat ich sonst nie. Zwar glaubte ich, dabei das Geräusch eines zuschnappenden Schlosses zu hören, aber das konnte natürlich nicht sein. Also dachte ich nicht weiter darüber nach. Erst als ich zurückkam und das Wohnzimmer wieder betreten wollte, verstand ich, dass mein Gehör mich nicht betrogen hatte. Die Tür war verschlossen. Ungläubig rüttelte ich an der Klinke. Doch nichts tat sich. Ohne zu wissen, wie mir geschah, stand ich mitten in meiner Wohnung ausgesperrt vor meinem Wohnzimmer.

Ich versuchte, ruhig zu bleiben. Mehr als die Frage, wie ich die Tür wieder öffnen konnte, beschäftigte mich, was sie verschlossen haben mochte. Eigentlich konnte es sich um nichts anderes als einen mechanischen Defekt handeln, denn weder von außen noch von innen steckte ein Schlüssel. Wo sich dieser befand, entzog sich meiner Kenntnis, falls ich ihn je besessen hatte. Es blieb mir wohl keine andere Möglichkeit, als die Tür aufzubrechen. Um das Schloss anderweitig zu öffnen, fehlte mir das nötige Geschick.

Gerade wollte ich mich abwenden, um passendes Werkzeug zu suchen, als ein leises Geräusch aus dem Wohnzimmer mich innehalten ließ. Es klang, als wäre etwas heruntergefallen, vielleicht ein Buch aus einem der Regale. Aber wie konnte das passieren? In dem Zimmer wie im Rest der Wohnung herrschte akribische Ordnung. Die Bücher standen dicht an dicht. Ein Windstoß kam nicht in Frage, denn das Fenster war fest verschlossen.

Dann aber erklang das Geräusch erneut und setzte sich so dauerhaft fort, dass kein Zweifel mehr bestehen konnte: Auf der anderen Seite der Tür machte sich etwas gewaltsam an meinen Sachen zu schaffen. Es würde wohl ein Tier sein, auch wenn das wiederum vollkommen unmöglich war, nicht nur wegen des verschlossenen Fensters, durch das ansonsten etwa ein Vogel hätte hereinfliegen können. Die Wohnung lag im vierten Stock und das

Zimmer ging zu einer belebten Straße hin, in der sicher keine Eichhörnchen oder anderes kletternde Getier ihr Unwesen trieben. Von Ungeziefer im Haus hatte ich noch nie etwas bemerkt, und wie gesagt achtete ich selbst peinlich auf Ordnung, Sauberkeit inbegriffen.

Ich rüttelte erneut an der Tür. Vielleicht würde ich das Tier, was immer es sein mochte, so verscheuchen.

„Was wollen Sie?“ fragte eine Stimme von drinnen.

Entsetzt fuhr ich zurück. Wie konnte das sein? Ein Fremder in meinem Wohnzimmer. Meine Gedanken rasten. Wie war er hereingekommen? Wie hatte er es geschafft, die Tür abzusperrern? Doch Erklärungsversuche waren nun unwichtig. Es zählte nur noch, in mein Zimmer zu gelangen und den Eindringling herauszuschaffen.

Die Aufregung war es wohl, die mich zunächst zum verzweifeltsten aller Mittel greifen ließ, indem ich gegen die Tür schlug und rief:

„Verschwinden Sie aus meinem Zimmer!“

Keine Reaktion.

„Das ist mein Zimmer!“ nahm ich einen erneuten Anlauf, begleitet durch weiteres Hämmern.

Kurzes Schweigen.

„Aber Sie haben es doch verlassen“, kam die ruhige Antwort von jenseits der Tür.

Diese Dreistigkeit verschlug mir die Sprache. Unfähig, etwas zu erwidern oder noch klar zu denken, staute sich die Wut in mir auf und brach sich schließlich Bahn.

„Das ist mein Zimmer in meiner Wohnung!“ schrie ich, fast hysterisch.

Erneutes Schweigen.

„Wohnen Sie hier nicht zur Miete?“ drang es schließlich durch die Tür, nicht zögernd nachfragend, sondern als wäre eine Antwort nicht nötig.

„Ja“, antwortete ich überrumpelt und hätte mich im nächsten Augenblick ohrfeigen können, denn erstens, was ging ihn das an, und zweitens, was änderte es an seinem

unbefugten Eindringen.

„Dann sind Sie nicht der Eigentümer“, kam es prompt zurück.

Um meine Ruhe war es nun vollends geschehen. Hatte ich bisher zumindest versucht, einen kühlen Kopf zu bewahren, schäumte ich vor Wut, was ich durch weiteres Schlagen gegen die Tür dem Eindringling zu verstehen geben wollte. Dieser lies sich dadurch in seinem Tun – worin immer es gerade bestand – nicht stören, denn die nächste Zeit hörte ich gar nichts mehr. Vielleicht hatte er sich in meinen Sessel gesetzt und las in meinen Büchern.

Inmitten meiner aufgebrauchten Gedanken versuchte ich, einen Plan zu fassen. Die Tür aufzubrechen erschien mir nach wie vor der gangbarste Weg. Aber was dann? Durch Worte würde er sich wohl nicht bewegen lassen. Ich würde Gewalt anwenden müssen. Allerdings war ich nicht besonders stark. Was, wenn er mir körperlich überlegen war; vielleicht sogar bewaffnet, wie es Einbrecher manchmal waren, und ich ihm nicht ohne Hilfe beikommen konnte? Was aber andererseits, wenn ich meinen Posten verließ, und er währenddessen die ganze Wohnung übernahm?

Während ich noch in diese Gedankenkette vertieft war, drangen erneute Regungen aus dem Wohnzimmer zu mir heraus. Ich hörte, wie der Plattenspieler angestellt und eine Schallplatte aufgelegt wurde. Ich fürchtete schon, was nun kommen musste. In angstvoller Erwartung presste ich mein Ohr gegen die Tür. Kurz darauf wurde mit lautem Knacken unsanft die Nadel zwischen die Rillen gesetzt, und es erklangen mir nur allzu bekannte Klänge. Er hörte mein liebstes Stück, eine Aufnahme des Violinkonzerts von...

Mir wurde schwarz vor Augen. Eben jene Schallplatte, die ich hütete wie meinen größten Schatz; von der ich Kopien für den täglichen Gebrauch angefertigt hatte, und die selbst ausschließlich zu besonderen Anlässen den Weg auf den Plattenspieler fand. Ich

wollte rufen, aber das hätte den Eindringling nur auf den Wert der Aufnahme für mich aufmerksam gemacht – wenn er ihn nicht schon kannte. Denn konnte es Zufall sein, dass er gerade diese ausgewählt hatte?

Um weiteren Schaden zu verhindern, entschloss ich mich, nun doch einen meiner Nachbarn zu Hilfe zu rufen. Ich hoffte, dass ich schnell jemanden finden würde, um nicht zu lange fort zu sein. Jedoch verließ ich meine Stellung nicht, ohne Vorsichtsmaßnahmen zu treffen. Die Tür versperrte ich mit einem Stuhl, den ich unter die Klinke klemmte. Auf diesem platzierte ich einige Küchengerätschaften, so dass ich von weitem hören konnte, falls er umgestoßen würde. Ich atmete tief durch und trat in das Treppenhaus. Die Tür zu meiner Wohnung ließ ich weit geöffnet.

Ich klingelte an der Tür direkt nebenan. In diesem Moment wurde mir zum ersten Mal bewusst, dass ich meine Nachbarn, überhaupt alle Menschen in diesem Haus, so gut wie gar nicht kannte. Somit hatte ich auch keine Idee, wer mir öffnen würde. Ich hörte Schritte und die Tür ging auf. Vor mir stand ein Mann mittleren Alters, dem ich noch nie zuvor begegnet war. Nicht einmal im Treppenhaus war er mir über den Weg gelaufen, oder ich erinnerte mich zumindest nicht daran. Allerdings war er auch eine recht unauffällige Erscheinung und lebte möglicherweise ebenso zurückgezogen wie ich. In knappen Worten erklärte ich ihm den Sachverhalt. Nachdem er mir mit einem Lächeln, das ich nur als Unglauben interpretieren konnte, zugehört hatte, willigte er ein, mich zu begleiten. Aus einem der hinteren Zimmer holte er ein Stemmeisen, mit dem wir die Tür aufhebeln konnten. Gemeinsam traten wir in meine Diele.

„Das ist aber eine schöne Wohnung“, sagte mein Nachbar.

Ich stutzte über diese Bemerkung, war aber zu aufgeregt, um genauer darüber nachzudenken. Hätte ich es getan, wäre mir sicher

aufgefallen, dass er nicht meine Einrichtung gelobt hatte, sondern die Wohnung an sich. Dabei hatte er doch eine ganz ähnliche, wenn nicht sogar identische, schließlich wohnte er nebenan.

Mein Nachbar setzte das Eisen an der Wohnzimmertür an und hatte sie mit wenigen kräftigen Stößen geöffnet. Ich stürzte hinein, gefolgt von meinem Begleiter. Drinnen fanden wir, in meinen Sessel gelümmelt, die Füße auf dem Beistelltisch, mit einem meiner Bücher in den Händen und eine Zigarette rauchend (die er mitgebracht haben musste), einen mir völlig unbekanntem Mann vor. Das Zimmer war verwüstet, die Bücher reihenweise aus den Regalen gerissen.

„Verlassen Sie sofort meine Wohnung!“ fuhr ich ihn an.

„Das ist eine schöne Wohnung“, versetzte er, ohne irgendwelche Anstalten zu machen, sich zu erheben. Hilfe suchend blickte ich mich nach meinem Nachbarn um.

„Da hat er recht“, sagte dieser nur.

Nun verstand ich vollends nichts mehr – oder besser: ich fürchtete zu verstehen, aber hoffte, dass ich mich irrte. Im nächsten Augenblick packten mich zwei Paar Hände – ich hatte gar nicht bemerkt, wie der Eindringling sich aus dem Sessel erhoben hatte – und schleiften mich aus dem Zimmer. Kurz darauf fand ich mich zum zweiten Mal an diesem Tag im Treppenhaus wieder. Hinter mir fiel die Tür ins Schloss. Bestürzt und tief in Gedanken schlich ich die Treppe hinab. Vor dem Hausingang stand bereits eine Menschenmenge – Männer, Frauen und Kinder –, in Hauskleidung, die meisten ohne Schuhe oder Jacken, die mir betroffen entgegen blickte, während ich hinaus auf die Straße trat. ◀◀

Marcel Schmutzler

*1978 in Herdecke, Dr. phil., studierte Politikwissenschaft, Neuere und Neueste Geschichte und Nordische Philologie in Münster, Bergen und Oslo. Ein eigener Erzählband sowie Veröffentlichungen in Zeitschriften, Anthologien.

Kurze Begegnungen

2

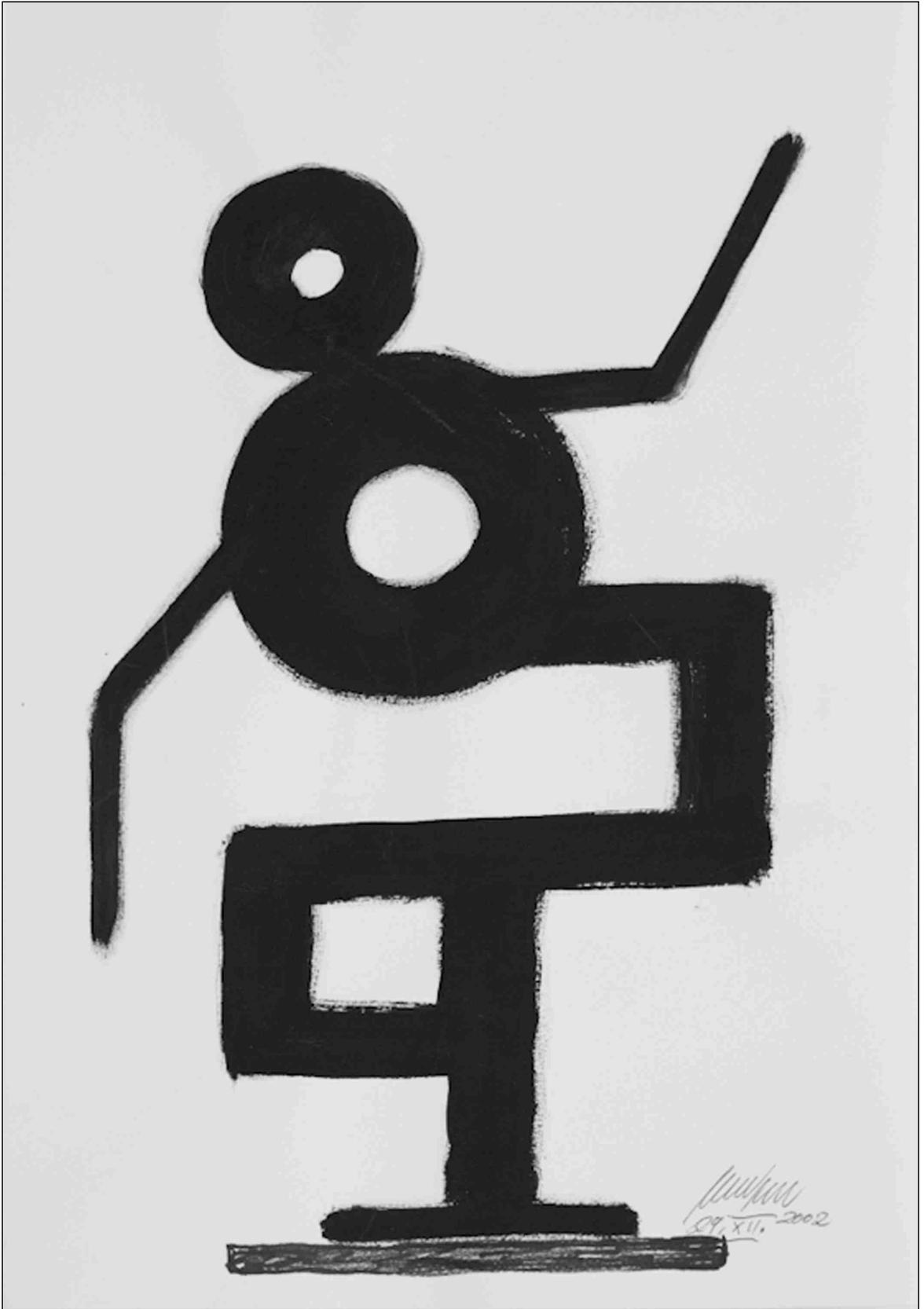
Er – Informatiker, Geschäftsmann, so ähnlich hatte sie es im Kopf behalten. Er holte sie vom Bahnhof mit dem Auto ab und fuhr ins Villenviertel. Er parkte unter Platanen. Sie stieg aus und stand vor dem Haus, das er bewohnte. Es war heiß, auch hier im Schatten. Jugendstil, sagte er, 1898. Im Kamin, vor dem zwei riesige Sessel standen, leuchteten und knisterten Holzscheite hinter Glas. In den Regalen standen nur Bücher mit Goldschnitt. Im japanischen Garten zeigte er ihr seine Modelleisenbahn, Spur Null. Mitten in der zwischen Beeten eingebetteten Gleisanlage, zu der ein Steg über ein Gebirge führte, stand der Kaffeetisch. Er fuhr auf einem Güterzug den Kaffee heran, Milch und Zucker, Plätzchen und Kuchen. Er sprach von seiner letzten Geliebten, Vorzüge und Nachteile abwägend. Sie hörte zu und sagte nur Ja und Ach oder So und Wie... Schließlich steuerte er einen Personenzug heran. Im leeren Kohlenwagen der Dampflokomotive lagen zwei Diamantringe. „Das sind unsere Freundschaftsringe“, sagte er. – „Oh.“ – „Die tragen wir, solange wir zusammen sind.“ – „Oh“, sagte sie noch einmal.

3

Ein Clochard hat keine Wohnung, aber ein Kunsthistoriker, dachte sie, ist etwas ganz Feines. Wenn der Mann auch noch richtig im Leben steht, habe ich das große Los gezogen. Und wenn er mir Jonathan Meese oder Neo Rauch erklärt, vielleicht verliebe ich mich dann in ihn... Sie trafen sich am Eisernen Steg. Er zeigte auf den hohen Kirchturm, sie gingen über den Römer zum Dom. Er erklärte ihr alles, die Gotik von außen, die Gotik von innen, sie hing an seinen Lippen und ließ sich von ihm in einen nahegelegenen Weinkeller ziehen. Sie setzten sich an einen Tisch im Gewölbe. Am Nebentisch umarmte ein junger Mann seine Geliebte, die sich an ihn schmiegte. Vielleicht liebt er mich bald wie der junge Mann, dachte sie. Sie bestellten Wein und Käse. Sie sprachen über die Kunst und das Leben. Er bestellte wieder und wieder Wein. Und wieder und wieder sprach er über das Leben und die Kunst und die Kunst des Lebens. „Die Liebe“, sagte er, „braucht nicht viel, im Idealfall gar nichts.“ Sie verschluckte sich. „Die Liebenden“, sagte er nach dem dritten Glas Wein, „erschaffen sich überall, in ihren Gedanken oder unter den Brücken am Fluss einer großen Stadt...“ Sie schaute auf die brennende Kerze auf ihrem Tisch. Aber die Zeit wollte nicht vergehen. Sie nippte an ihrem Merlot, spießte ein Käsestückchen nach dem andern auf, und als ihr Begleiter das nächste Glas Wein bestellte, schaute sie wieder hinüber zum Nebentisch, wo der junge Mann sein Mädchen fragte: „Gehen wir zu dir oder zu mir...?“ Da nahm sie ihre Tasche, stand auf, sagte: „Ich muss mal...!“ und stieg die Stufen hinauf zum Ausgang in die freie Nacht.

Ulrich Bergmann

* 1945 in Halle an der Saale, Studium der Germanistik und Geschichte in Bonn. Studienrat i.R. Werke: „Kritische Körper“, 2006. „Arthurgeschichten“, 2005. „Schlangengeschichten“, 2002. „Kopflöse Handlungen“, 1999. „Aeuszerste Ansicht der inneren Werte. Eine Schwarzmalerei in Weisz“, 1996. Mitherausgeber der Bonner Literaturzeitschrift „Dichtungsring“.



peter linden: figurine - entwurf für eine eisenskulptur - dispersion auf papier

Die Unerreichbaren

In der Nacht, als mein Vater starb, überbrachte mir ein taubstummes Mädchen den Schlüssel zu seinem Haus. Vor langer Zeit hatte er es in einem Brief an mich so bestimmt. Auch, dass ich in der Stunde seines Todes nicht bei ihm sein durfte.

Vom Hotelzimmer aus sah ich, wie das Mädchen in einer dunklen Gasse verschwand.

Am Morgen, als sich das erwachende Licht bereits wie auf manchen alten Fotografien zu schmalen Bögen zusammengezogen hatte, war ihr Schatten immer noch auf eine Weise gegenwärtig, als hätte er sich ins Unendliche verlängert.

Müde setzte ich mich in den Wagen. Das Auto fuhr durch eine baumlose Ebene, in der die Dörfer wie staubige Relikte aus der Landschaft ragten. Die wenigen Leute auf der Straße hockten wie gestrandete Reisende vor ihren Häusern.

Nach zwölf Kilometern erreichte ich das Dorf, in das sich mein Vater ohne seiner Familie etwas zu sagen, vor mehr als drei Jahrzehnten zurückgezogen hatte. Zusammengedrängt wie eine ängstliche Horde Schafe standen die Häuser. In der plötzlichen Symmetrie aus Wind und Licht erkannte ich das Haus meines Vaters. Es war kleiner, gedrungener als auf den Fotografien. Ganz allein auf einem Hügel stehend hatte es, von Felsmoränen und Vegetation umfasst, die bizarre Form eines havarierten Schiffs angenommen.

Als sich der Schlüssel im Schloss drehte, fingen meine Hände an zu zittern. Angst empfand ich keine, nur der Gedanke durchfuhr mich, dass es nur zwei Tage in unserem Leben gibt, über die man keine Kontrolle hat: Der Tag deiner Geburt und der Tag deines Todes. War das nicht ein Satz aus den Briefen meines Vaters?

Sah ich mich auf dem Flug von Frankfurt nach Bastia und dem tagelangen Warten im Hotelzimmer noch einer diffusen Empfindungslosigkeit ausgesetzt, so war es jetzt, als würden die Erinnerungen wie aus einem verschütteten

Brunnen zu mir emporsteigen.

Der Flur lag gänzlich im Dunkel. Ich öffnete die Türen zu den angrenzenden Räumen. Die Zimmer wiesen untereinander keine Trennwände auf: Man umrundete das Haus von der Küche bis zum Kaminzimmer in einem großen Bogen und stand dann wieder im Flur. Im Obergeschoss war es nicht anders. Ich stellte fest, dass sämtliche Wände der Zimmerfluchten mit Fotografien tapeziert waren. Eine Fläche von ein mal drei Metern für jedes Jahr: 1918 bis 2010. Von der Geburt bis zum Tod. Nur ein Jahr fehlte.

Mein Blick fiel auf einen Sessel, von dem aus mein Vater auf das Meer hatte sehen können. Lichtblind und glasig streckte sich der Himmel in dieser Stunde über die spurenlosen Flächen des Meeres. Ich legte meine Hände auf den speckig glänzenden Stoff der Sessellehne und schloss die Augen.

Während ich auf die Haushälterin wartete, schritt ich die Fotowände ab. Jeder Raum ein Vierteljahrhundert, ein Feld, in dem du dich verirrst, dachte ich, weil früher alles bedeutsam war, was dir heute nicht mehr genügt.

Gelbe Spuren Sonnenlichts durchbohrten das Labyrinth der Fotografien, das mein Vater seinem erbärmlichen Leben abgerungen hatte, während mit jedem Jahr seines Verschwindens aus Verständigung fortwährender Zweifel und aus Liebe wütender Hass in mir gewachsen war.

Plötzlich hörte ich ein Atmen, das nicht mein eigenes sein konnte. Ich drehte mich um.

„Wer ist da?“

Eine junge Frau löste sich aus den Schatten der Fotografien, vor deren Hintergrund ihre Gestalt für mich unsichtbar geblieben war.

„Cleo“.

Ihr Händedruck verschwand in meiner Hand.

„Wenn Sie möchten, kann ich Sie jetzt zur Friedhofskapelle begleiten.“

„Sind Sie die Haushälterin, von der mein Vater geschrieben hat?“

Sie schlug die Augen nieder.

„Nein, ich bin seine Frau.“



Ich weiß nicht, wie lange das Schweigen anhielt, bis das Knarren der kleinen Pforte vor dem Haus die Luft zittern ließ, die sich für einen Moment in ihren dunklen Pupillen gespiegelt hatte.

Das Taxi brachte uns in das nächste Dorf. Ich stand vor einem kalten Haus aus Stein und ohne Licht, und unter dem hohen Portal die Angst vor dem, was hinter mir lag und vor mir kommen würde. Wolkenstreifen standen wie eine ungelenke Kinderschrift am Himmel. Dahinter kann ein weiterer Himmel sein, dachte ich, als ich plötzlich eine Hand auf meiner Schulter spürte. Ich blickte in Cleos fassungsloses Gesicht.

„Er ist nicht da.“

„Wer ist nicht da?“

„Ihr Vater. Der Sarg. Das Auto ist nicht gekommen.“

„Sie wollen mir ernsthaft sagen, jemand hätte einen Sarg mit einem Toten entführt?“

Sie sah zu Boden. „Gründe gibt es genug. Ich nehme an, das wissen Sie. Aber was man nicht erklären kann, davon muss man erzählen“, sagte sie. „Das hat ihr Vater einmal gesagt.“

„Ausgerechnet“, entgegnete ich.

Es wurde Nachmittag, und es wurde Abend, und wir saßen immer noch in diesem Café gegenüber der Kirche. Hoch über der glänzenden Küstenlinie zog das ganze unerreichbare Universum vorüber, während sie Vaters Leben, so wie er es ihr erzählt hatte, Bild um Bild aneinanderfügte, wie auf den Wänden des Hauses.

Mein Vater hatte meine Mutter und mich 1962 verlassen. Er war von einer Geschäftsreise einfach nicht zurückgekehrt. Mehr als zwanzig Jahre hörten wir nichts von ihm. Dann kam



Steffen Holst: ohne Titel - Bleistift

jedes Jahr ein Brief. Aber erst aus der Zeitung erfuhr ich von Vaters Vergangenheit.

Ein ehemaliger Lagerinsasse hatte ihn auf einem Foto erkannt: Buchenwald 1942, Häftlingskrankenbau. Uns hatte er immer erzählt, er sei Arzt in einem Krankenhaus in Jena gewesen. Dabei war mein Vater von 1941 bis 1945 einer der leitenden SS Lagerärzte in der so genannten Krankenbaracke gewesen. Die Aufnahme in den Krankenbau kam damals einem Todesurteil gleich. Auf Grundlage einer Übereinkunft mit der Wehrmacht und Vertretern der IG Farben führte man Versuche mit Fleckfieberimpfstoffen an den Häftlingen durch, indem man ihnen Krankheitserreger einspritzte, um sie künstlich zu infizieren. Mein Vater war laut Tagebuch der Versuchsabteilung an allen 35 Versuchsreihen beteiligt.

An dieser Stelle der Erzählung schwieg Cleo. Sie schlug vor, einen Spaziergang zu machen. In der Macchia jenseits des Dorfes stießen wir auf eine halb fertig gestellte Kapelle. Die Wolken leuchteten. Winzige Zelte aus Licht standen in den brüchigen Mauern.

„Hier“, sagte sie. „Hier hat er immer gern gegessen. Nur die letzten Jahre nicht mehr. Er war sehr krank. Wussten Sie das?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Ich weiß nichts von meinem Vater. Nur das, was die Zeitungen über ihn geschrieben haben. Und das, was in seinen Briefen stand.“

„Aber er wusste alles über Sie.“

Sie setzte sich auf die Stufen vor der Kapelle. Der Wind trieb blindfleckige Blätter über ihre Schuhe.

„Er hat die Kapelle gebaut. Für meinen Sohn, hat er damals gesagt, als die Leute im Dorf ihn fragten.“

„Wann war das?“

„Im Jahr meiner Geburt. Muss also eine Ewigkeit her sein.“

Sie lachte und sah mich an.

„Dann wissen Sie wahrscheinlich auch nicht, dass er meine Mutter 1945 auf der Flucht aus dem Lager mitgenommen und in ein Krankenhaus gebracht hat. Sie wäre sonst gestorben.“

„Auch die Verkommenheit eines Schlächters kennt Momente der Schwäche.“

„Sie müssen Ihren Vater sehr hassen. Genau wie die Leute, die jetzt eine Heldentat darin sehen, seinen Sarg zu stehlen. Was soll das ändern.“

„Immerhin bin ich zu seiner Beerdigung gekommen. Und sehen Sie: Selbst da ergreift er die Flucht.“

Lachend hatte sie sich erhoben. Nur das Zucken ihrer Pupillen verriet die Anstrengung dieses Lachens.

Als wir in das Café zurückgekehrt waren, erzählte sie mir, dass ihre Mutter Jahre ihres Lebens damit verbracht hatte, meinen Vater zu suchen. Sie fand ihn nicht, aber jener Augenzeuge fand sie. Gemeinsam sagten sie gegen meinen Vater aus. Cleo entdeckte ihn viele Jahre später hier auf der Insel. Nicht, weil sie ihn gesucht hätte, sondern weil sie die Adresse auf dem Schreibtisch gefunden hatte, einen Tag nachdem ihre Mutter an Krebs gestorben war.

„Das letzte Licht am Strand. Wolken zwischen Himmel und Meer. Es war fast wie jetzt.“

Sie wies in einer Geste auf den Strand hinab, als ob ihre Hände träumten.

„Und dann stand er da, in diesem Licht. Ich wusste, das war er. Ich mochte ihn vom ersten Augenblick. Man kann die Erinnerung nicht einhegen. Ich kann keinen Hass in mir bewahren, der nie meiner war.“

Sie sah mich lange an.

„Wie ähnlich Sie ihm sind...“

Sie trank ihren Kaffee in hastigen Schlucken.

„Er hat mich mit in sein Haus genommen und mir all die Fotos gezeigt. Auch die, die man lieber nicht sieht. Und da ist mir etwas aufgefallen. Bei den Fotos. Als er mich dann drei Tage später fragte, ob ich ihn heiraten würde, habe ich Ja gesagt.“

Ich sah auf den unsichtbaren Himmel, über den unsichtbare Vögel zogen, um dieses Licht zu finden, das auch bei Nacht niemals erlosch. Das war eine der wenigen Geschichten von denen, die mir mein Vater erzählt hatte, an die ich mich noch erinnerte. Mein Bild einer erträumten

Geborgenheit, auch wenn ich wusste, dass die Vögel das Licht niemals fanden.

„Was war mit den Fotos?“

„Zeit ist eine Lüge. Das ist es, was diese Fotos sagen. Ich weiß nicht wie ich es ausdrücken soll, aber sie bringen alles zum Leuchten. Sogar das Traurigste, das Unbegreiflichste, verstehen Sie?“

Ich schüttelte den Kopf.

„Es liegt in der Anordnung. Auch wenn alles um dich herum zerfällt, dann sieht man auf den Fotos, dass alles was wir tun, in einen Kreis von Ursache und Wirkung, von Vorher und Nachher eingeschlossen ist. Du eilst durch die Zeit wie in einer Raumkapsel, um dich in jedem Augenblick, den ich auf die Fotos sehe, an meine Gegenwart, oder die eines anderen anzudocken, sie zu verändern. Zeit bedeutet nur eines: Die Veränderung von Möglichkeiten.“

Die Abendschatten standen vor dem Fenster. Ich sah Cleo lange an. Sie hatte die gleichen Augen wie das taubstumme Mädchen. Ohne mich zu verabschieden, ließ ich sie allein.

Das Jahr, das fehlte, das waren sie und das Kind, von dem mein Vater nur in unverständlichen Chiffren geschrieben hatte. Als ob es sie und den Mann, der sich mein Vater nannte, niemals gegeben hätte, zog das ganze unerreichbare Universum bevor es dunkel wurde, für einen Augenblick am Horizont vorüber. Ich war bereit für den einzigen Vatersatz, der imstande war, die Entfernung zwischen mir und ihm für einen Moment zum Verschwinden zu bringen: Du fehlst mir. ◀◀

Daniel Mylow

**1964 in Stuttgart, Studium der Germanistik u. Medien, Psychologie und Philosophie in Bonn und Marburg, Tätigkeiten als freier Verlagslektor, Korrektor. Studium der Waldorfpädagogik in Kassel, seit 2009 Deutschlehrer an der Freien Waldorfschule Marburg. Mitglied im BVJA. Auszeichnungen u.a. Kurzkrimipreis 2004 von Buch Habel, Wiener Werkstattpreis für Kurzprosa 2004 (Etappenpreis), 2009 Preisträger Buchjournal.*

Bernd Beißel

**1964 in Köln, Banklehre, Studium in Bonn und Iowa (Amerikanistik, Germanistik, Philosophie); Lyrik, Prosa, Übersetzung.*

Der tag ein bleiches

schiff, stückweise, zusammengesetzt
aus den resten der chirurgie, es fehlt
noch ein klopfendes herz, ich bitte
meines zum tanz, noch

lehnt es ab, taktlos, wir
gehen am fluß, finden holz
und stücke von schwerem tau,
nass, was hielten sie fest, eins

lege ich in der kirche zum
kreuz beim altar, ein blauer
schatten bedeckt es wie
den blick meiner angst

Wenn der stein geht

aus dem wir uns
häuser, gesichter gebaut, die
sätze am abend, ich

erinnre das schleppen
schwerer quader, und, sogar,
schwer atmend, einen hauch
zufriedenheit, die haut der
hände gerissen, kristallstaubig

wenn der stein geht, also,
in der hitze der nacht, im
langsamen abtauchen

tektonischer platten, die
finger und hütten verbrannt,
aus dem boden glutiges leuchten, wie
tagesbeginn, und vorräte auf dem
rücken, früchte, ein tuch, das

erwarten aufkommender flut,
tosen, am eingang des tals und
der weg zum steg, grob, zittert,

erinnerung, irgendwo
war ein boot

Winterspaziergang

Ich breche
Stücke aus dem Schweigen und werfe
sie auf die gläserne Fläche, die
laut klirrend einkracht. Es bleiben
die scharfkantigen Scherben der Kälte, ich gehe
darüber hinweg. Die Wege sind sicher, keine
Gefahr.

Drüben laufen die Kinder noch
Schlittschuh – sie lachen die Kälte aus,
zerkratzen sie mit hellen Stimmen.

Der Baum dort
im Eis wird auch im Frühjahr noch
gefällt sein.

Daniel Scheidsteger

**1960 in Kempenich/Eifel. Zivildienst in Koblenz, Studium und
Volontariat in Bonn. Seit 1994 in Mecklenburg-Vorpommern
(Reinshagen, Güstrow und Rostock). - Kulturarbeit, „Projekte“
(Ausstellungen, Dokumentationen, Kleinkunst).*

Mittag : Beschwörung

Tag in der Schwebel

Hoch am Himmel
auf halbem Weg
der Seiltänzer
bleibt stehen.

Die Welt hat
einen tiefen Sprung.
Katzen schleichen über Silberdächer.

Reiß, reiße nicht, Seil
taumel, taumle nicht, Tänzer
und schreit fort,
Tänzer, schreite -

zerbrich nicht, Tag.



Steffen Holst: ohne Titel - Ölkreide, farbig

Enten

Er nannte es seine Zeremonie abhalten. Jeden Tag, wenn er vom Büro kam, hielt er seine Zeremonie ab: Er füllte die Kaffeemaschine mit Wasser und Kaffeepulver. Dann stellte er das Geschirr mit dem Kuchen auf den Servierwagen, fuhr den Wagen in sein Esszimmer und platzierte einen Teller auf dem Esszimmertisch. Inzwischen konnte er das blind, ohne sich konzentrieren zu müssen. Am Anfang, als er die Zeremonie in sein Leben eingeführt hatte, fiel es ihm noch schwer, die richtige Stelle für den Teller auf Anhieb zu treffen. Jetzt genügte ein Handgriff und der Teller war auf dem richtigen Platz. Neben den Teller kamen eine Tasse, eine Kuchengabel und eine Serviette.

Wenn der Tisch gedeckt war, wartete er auf dem Esszimmerstuhl, bis er das Geräusch der Kaffeemaschine hörte. Dabei betrachtete er das Gemälde des Matterhorns, das dort seit Jahren an der Wand hing. Er kannte jeden Berghang, jedes bisschen Schnee, das auf dem Bild verewigt worden war, aber dennoch schaute er es jeden Tag an. Dann holte er ein Stövchen aus dem Esszimmerschrank, zündete ein Teelicht an und ging in die Küche, um den Kaffee zu holen. Nachdem er sich eine Tasse eingeschonken hatte, stellte er die Kaffeekanne auf das Stövchen und wickelte den Kuchen aus dem Papier. Das erste Stück wurde auf den Teller befördert, geviertelt und danach zum Mund geführt.

Nach dem ersten Stück Kuchen griff er zur Serviette, mit der er sich einmal von links nach rechts über den Mund wischte. Danach führte er das zweite Stück Kuchen zum Teller, das ebenfalls in Viertel aufgeteilt wurde. Als Abschluss seiner Zeremonie wischte der Mann sich erneut mit der Serviette über den Mund – diesmal aber nicht nur von links nach rechts, sondern auch umgekehrt. Wenn er die Zeremonie beendet hatte, lehnte er sich in seinem Stuhl zurück, atmete

durch und schaltete dann den Fernseher ein.

Das machte der Mann an jedem Wochentag so. Jeder Tag war ein Tag, an dem die Zeremonie durchgeführt wurde. Jeder Tag ein Tag, an dem die Kaffeemaschine befüllt, der Servierwagen mit Geschirr bestückt, der Tisch gedeckt und der Kuchen gegessen wurde. An jedem Wochentag wurde der Kuchen geviertelt und die Serviette erst von links nach rechts und danach von beiden Seiten über den Mund geführt.

Der Mann brauchte die Zeremonie, teilte seine Tage in 'vor der Zeremonie', 'während der Zeremonie' und 'nach der Zeremonie' ein. Und die ganze Zeit über dachte er, er sei glücklich.

Als der Mann eines Tages in seinem Büro saß, fiel ein Ordner von seinem Schreibtisch zu Boden. Nachdem er ihn wieder aufgehoben hatte, sah er, dass der Einband eine Fliege erschlagen hatte. In diesem Moment wurde dem Mann bewusst, dass sein Leben jederzeit vorbei sein könne. Er dachte an die Zeremonie. Das war ihm bei der Arbeit noch nie passiert. Die Zeremonie gehörte zu seinem Leben zu Hause, nicht zum Büroalltag.

Der Mann begann, die Zeremonie zu hinterfragen. Was brachte sie seinem Leben? Was war das schon, jeden Tag auf genau festgelegte Weise zwei Stückchen Kuchen zu essen? Ihm war aus den Gesprächen seiner Mitmenschen klar, dass andere Leute keine Zeremonie hatten. Waren die etwa glücklicher als er, genossen die ihr Leben mehr? Vielleicht sollte er einmal versuchen, die Zeremonie auszusetzen, sie einige Tage lang nicht durchzuführen?

Am Ende seines Arbeitstages war der Mann nervös. Fast hätte er seine Jacke falsch zugeknöpft. In seinem Kopf war nur ein Gedanke: Wie wäre es, die Zeremonie heute ausfallen zu lassen? Was würde dann geschehen?

Diese Idee ließ eine Art Hochgefühl in ihm aufsteigen. Ungeahnte Abenteuer brachen

sich in seiner Vorstellung Bahn. Er konnte in ein Viertel seiner Heimatstadt gehen, das er nicht kannte. Oder er würde sich Geschirr in einem Haushaltswarengeschäft ansehen.

Als er vor der Bäckerei Schirrmacher stand, war der Mann unschlüssig. Wenn er keinen Kuchen kaufte, gab es kein zurück, würde die Veränderung unablässig ihren Lauf nehmen, dann würde es heute keine Zeremonie geben. Kaufte er Kuchen, war noch alles offen, dann konnte er noch immer entscheiden, was er tun wollte, wenn er daheim war. Er suchte sich ein Stück Bienenstich und ein Stück Streuselkuchen aus. Als der Mann die Bäckerei verließ, war er sich nicht mehr so sicher, ob er die Zeremonie an diesem Tag wirklich ausfallen lassen sollte.

Während er seine Haustür aufschloss, trat ihm der Schweiß auf die Stirn. Die Frage, wie er die nächste halbe Stunde gestalten würde, stand noch immer im Raum. Er ging die Treppe hinauf, öffnete die Wohnungstür, betrat seine Wohnung, stellte den Kuchen auf den Schuhschrank und überlegte, ob er die Jacke ausziehen sollte oder nicht.

Dann gab er sich einen Ruck. Er behielt die Jacke an, ging schnell aus seiner Wohnung, rannte fast die vier Stockwerke zum Ausgang hinunter und stürmte zur Haustür hinaus. Als er schon nahezu auf der Straße stand, kam der Mann zur Ruhe. Er schaute sich um. Rechts oder links – er konnte sich nicht entscheiden. Rechts von ihm lag der Park. Dort müsste es um diese Jahreszeit schön sein, wo sich die Blätter der Bäume langsam ins Goldene verfärbten.

Der Mann ging nach rechts – froh darüber, dass er es geschafft hatte, die Zeremonie ausfallen zu lassen. Sein Tag würde heute ganz anders verlaufen als sonst. Beschwingt trat er auf eine Straße, die seinen Weg kreuzte. Ein Auto schoss an ihm vorbei. Die Hupe des Fahrzeugs verursachte einen lang gezogenen, unangenehmen Ton. Der Mann blieb abrupt stehen. Sein Mund stand offen

und er konnte sich nicht mehr bewegen. Wie in Zeitlupe wandte er seinen Kopf nach links und nach rechts, um ihn gleich wieder nach links gleiten zu lassen. Erst, als er sich völlig sicher war, dass diesmal kein Auto kommen würde, überquerte er die Straße und setzte seinen Weg fort.

Nachdem er im Park angekommen war, verspürte der Mann ein Gefühl inneren Friedens. Wie er vermutet hatte, hingen die Blätter der Bäume grün-gold oder grün mit einem leichten Stich ins Rötliche an ihren Ästen.

Mitten im Park war ein Teich. Der Mann erinnerte sich daran, dass er dort häufig als Kind gespielt hatte. Auf dem Weg dorthin fragte er sich, ob der Teich noch immer so aussähe wie damals, als das Wasser blau-grün im Sonnenlicht leuchtete.

Am Teich setzte sich der Mann auf eine Bank und gab sich seinen Erinnerungen hin. Er sah sich selbst als kleinen Jungen mit Heiner und Erik Papierschiffchen bauen, erinnerte sich daran, dass er mit Erik gewettet hatte, dass er trotz des nur acht Grad kalten Wassers im See schwimmen würde. Der Mann gönnte sich ein mildes, friedfertiges Lächeln. Was war eigentlich aus Heiner und Erik geworden? Waren sie immer noch in der Stadt?

Eine Frau hatte sich neben ihn auf die Bank gesetzt. Der Mann registrierte aus den Augenwinkeln heraus, dass sie Brot aus der Innentasche ihrer Jacke holte und die Enten damit fütterte. „Kommt, kommt! Ich habe was für Euch!“

Überraschend richtete die Dame das Wort an ihn: „Sind Sie häufiger hier?“

„Ich?“, fragte der Mann und sah zu ihr hinüber. Ihr Gesicht war von einigen Falten durchzogen und von dunklem, halbblangem Haar eingefasst.

„Natürlich Sie“, gab seine Banknachbarin zurück. „Es ist ja sonst keiner hier!“

„Oh!“ Der Mann suchte nach Worten. „Ich

hatte heute Lust dazu, in den Park zu gehen. Normalerweise bin ich viel zu selten an der frischen Luft.“ Erleichtert darüber, dass er eine so gute Antwort auf ihre Frage gefunden hatte, wandte er seinen Blick wieder den Enten zu.

„Ich bin fast jeden Tag hier“, sagte die Frau. „Ich wohne hier in der Nähe.“

„Aha“, meinte der Mann, verfolgte aber weiterhin, wie sich die Enten auf die Brotkrümel stürzten, statt seiner Banknachbarin Aufmerksamkeit zu schenken.

„Seit der Scheidung von meinem Mann langweile ich mich oft“, erläuterte die Frau, „dann lasse ich mir hier eine Stunde lang den Wind um die Nase wehen und es geht mir wieder besser. Was ist mit ihnen? Sind Sie verheiratet?“

Der Mann bemerkte, dass ihn die Dame mit den Augen fixierte. Sie wollte, dass er zu ihr herübersah, doch er schaute stur geradeaus, als zwingt ihn irgendetwas dazu, das Treiben der Enten zu beobachten.

„Entschuldigen Sie“, sagte die Frau, „ich rede mit Ihnen. Sie könnten ja wenigstens mal hersehen!“

Der Mann zuckte zusammen, als wiche er einem Schlag aus. Er fühlte sich, als umarme die Frau ihn mit all ihrer Kraft.

„Oh, so spät schon“, sagte der Mann in einem Ton, von dem er wusste, dass man die Lüge heraushörte. „Ich muss jetzt nach Hause.“

Daraufhin erhob er sich und spazierte schnell auf den Ausgang des Parks zu. Im Eiltempo ging er die Straßen entlang. Jedes Mal, wenn eine Querstraße seinen Weg kreuzte, stoppte er, sah sich sorgfältig um und ging erst dann weiter, wenn er sicher war, dass kein Verkehr kam.

Vor seinem Haus atmete der Mann auf. Sein Abenteuer hatte ihn nur eine dreiviertel Stunde gekostet. Mit festen Schritten ging er die Treppe hinauf und schloss die Wohnungstür auf. Nachdem er seine Jacke und

seine Schuhe ausgezogen hatte, ging der Mann in die Küche, füllte die Kaffeemaschine mit Wasser und Kaffeepulver und bereitete den Servierwagen vor. Als er den Kuchenteller kurz darauf mit der gewohnten Präzision auf seinem Tisch platzierte, spürte er, wie ihn eine Ahnung von Glück erfasste. ◀◀

Andreas Hutt

*1967 in Kassel; 1988-94 Lehramtsstudium

Mathematik und Deutsch in Marburg.

Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften sowie in Anthologien. Literaturkritiken für www.literaturkritik.de, Autorenbuch bei www.fixpoetry.com, Teilnahme am Wiener Werkstattpreis 2011.

Gabriele Frings

morgengrauen

eingeschlossen bin ich
im abend und du in mir
in grübelnden endlosschleifen
hinter heruntergelassenen lidern
gebären kreißende windungen der nacht
atemlose gebilde
deiner schlafenden seite
traumflüchtig ist sie war sie
die hoffnung zuletzt so irre
kreisend bis sie erschöpft
strandet im niemandland
bedeckt von schwarzen seen darin
sich fahles grau zu spiegeln beginnt
und der morgen weiß
nicht wohin

Gabriele Frings

*1966 am Niederrhein, lebt in Bonn; Studium der Kunstgeschichte (Prom.), Archäologie, Theologie, Dozentin für Deutsch als Fremdsprache, schreibt Lyrik und Kurzprosa, Veröffentlichungen in Zeitschriften, Anthologien und im Rundfunk, Lesungen, Lyrikinstallationen.



peter linden: tänzerin - entwurf für einen eisenskulptur - dispersion auf karton

gedankensprudel

das glück, mit einem glas mineralwasser in der hand, auf einer trauminsel zu suchen, ist genauso blödsinnig, wie mit einem finger in der nase auf einen genialen gedanken zu warten. das ist so sicher, wie atommüll im einerlei-delir des welttheaters.

marcel duchamps oder:
die metamorphose der netzhautmalerei über das schachbrett zum urinalbecken.
-didel di dadel-kongreß in einem fünfsterne-hotel. am mittellmeer durchschütteln gewehrsalven das laub der gefühle arabischer frühlingsnächte.

peter linden

**1947 in bonn, seitdem dort sesshaft. au-todi-dakt in allen lebensbereichen: malerei, graphik, photographie, text. zahlreiche auftritte im „cafe podcast“, veröffentlichung: „lindenblüten“ (privatdruck, bonn, 2009).*

zur stunde des aperitifs bestellte sich der präsident einen mouton de rothschild, trank diesen halb aus und goß sich den rest gravitatisch über das präsidentiale haupt. danach ging er, völlig transparent geworden, hinaus auf den rasen des belvedere und beschwor die götter, ihn nicht mehr empfänglich für die bizarre schönheit der ruinen von schloß lacoste zu machen. Dann teilte er der presse telefonisch mit, daß ihm soeben, durch das gebrabbel der gänseblümchen, die unmöglichsten décolletés aus gepuderten hasenpfoten erschienen seien.

Wouter Wirth

beim ausleuchten der höhle fand man
dass die weisen alten mit ihren dämonen gehandelt hatten
der pakt hatte darin bestanden dass die höhlengeister
der weisen weitblick umschatteten
nun aus dem wind würden die alten den geistern
gewisse einblicke in ihre einsicht geben
aus dem schutz der umschattung heraus
so war allen bewegung und begegnung möglich
die dieses konglomerat entdeckten waren allein
ob der existenz der schattengeister derart verwundert dass
das wesen des handelns selbst
sie niemals verwinden würden können
derart aufgespannt in gegensätzen waren sie
also eingesperrt in ihre differenzen
ohnmächtig ihre eigenen sie umnächtigenden
dämonen für wahr zu nehmen

Wouter Wirth

Studium der Germanistik, Komparatistik und Philosophie in München; tätig u.a. als Kurator und Autor besonders zu Stanley Kubrick und Andy Warhol; Mitherausgeber von Texten Werner Haftmanns; außerdem Arbeit als freischaffender Künstler, in erster Linie Collage, Malerei und Fotografie, blog dazu auf www.wouterwirth.com.

Steffen Holst - ohne Titel - Ölkreide, farbig





Reife?

Die Wucht
 Die nicht Rücksicht nimmt auf die Materie
 Die sie beansprucht,
 Der Schaden, der entsteht
 Und die Erfahrung
 Die man sammelt
 In der Krise,
 Gewebeerstörung,
 Und danach
 Restbestand
 weniger Federn am Leib vielleicht
 Bibbern in der Kälte zuweilen
 Und die Stimmen, die sagen
 Du bist reifer geworden
 Liebevoll
 Freundesstimmen
 Die nicht kränken wollen
 Wenn sie dich sehen
 Unter deinen Tisch
 Gekauert
 Auf dem die Speisen stehen
 Die du nicht mehr verträgst

Brautnacht

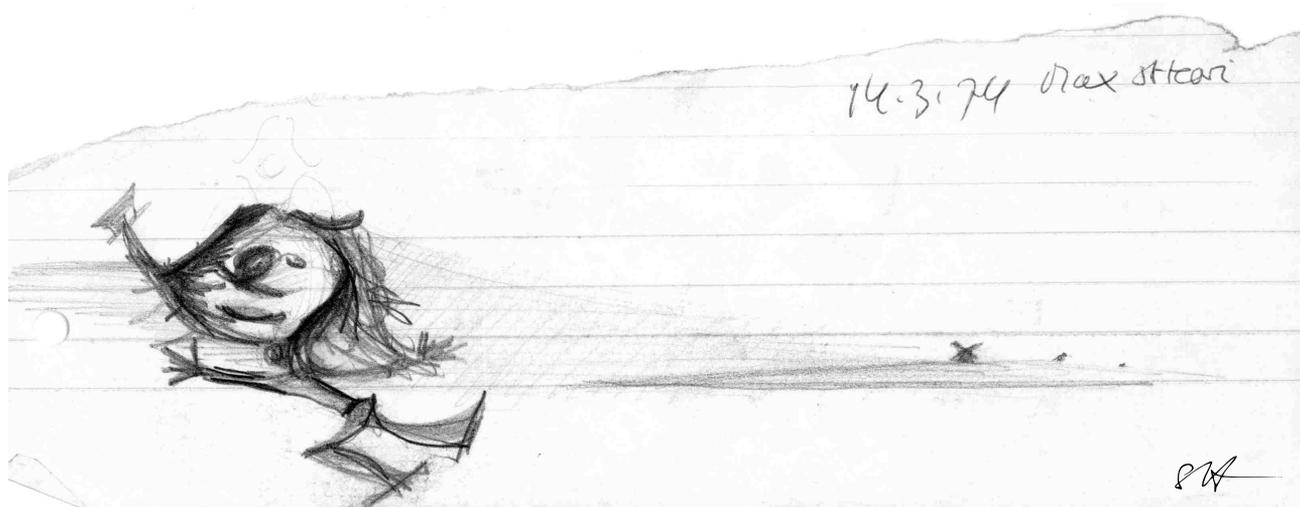
die Braut ist aus Lebkuchen gebacken
 wir merkten erst nichts
 nur ich, als ich
 sie über die Schwelle trug
 und sie in meinen Armen zerbrach!
 Da fielen mir ihre Rosinenaugen auf
 Ich herzte sie trotzdem
 Schief recht unruhig auf den Krümeln
 Ihres bröckelnden Leibes.
 Sie sagte, sie fühle
 Vieles für mich
 Während ich
 ihre Beine fraß!

Nachts

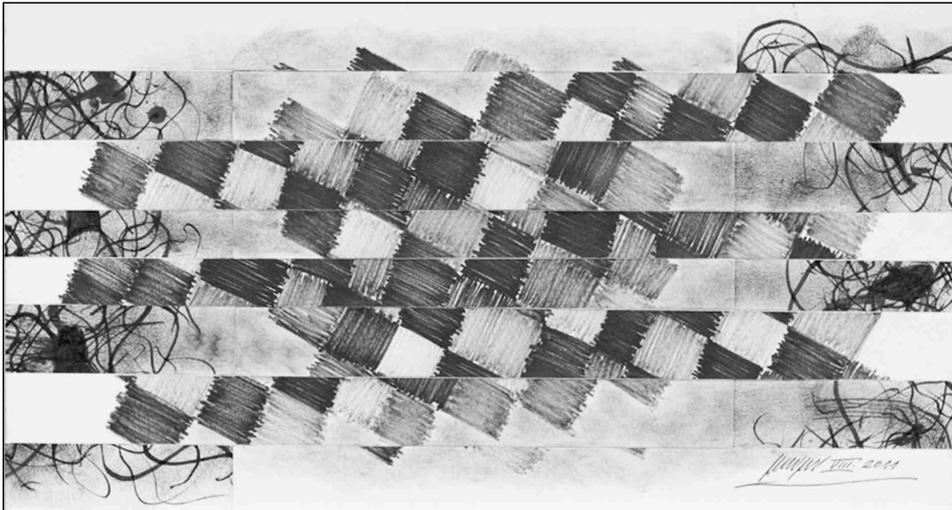
Ich, Mundklappe auf, Fenster zum Hirn eingeworfen
 verletzt wo leise der Wind fegt den Planeten des Nachts
 Dunkelheit als Freizeit deiner heimlichen Haut
 Wenn Moos wächst leise vor sich hin
 am Hang fast fällt zwischen deinen Schenkeln
 der Schnee, der brennt

Andreas Durban

*1964, war von 1993 bis 2002 als Schauspieler am Schauspiel Bonn engagiert. Zur Zeit arbeitet er als Schauspieldozent an der Hochschule für Musik und Tanz in Köln und studiert Psychologie. Er gründete zusammen mit dem Komponisten Henrik Albrecht die Literaturoper Köln (Literaturoper.de), die einmal im Jahr, im Rahmen des Sommerblut-Festivals Köln, eine neue Literaturoper zur Aufführung bringt.



Steffen Holst: ohne Titel - Bleistift



peter linden: patchwork - collage/lackstift auf papier

Kurze Begegnungen

5

Der Psychologe, den sie in der Abendstunde traf, hatte eine erwachsene Tochter, die in ihrem Schlafzimmer Chinchillas hielt. Er erwähnte, kaum hatte sie sich im Café gesetzt, er vergleiche alle Frauen gern mit Autos. Der Kaffee war noch nicht bestellt. „Meine Ex-Frau zum Beispiel“, sagte er, „war ein italienischer Sportwagen.“ „Aha“, sagte sie, „können Sie das präzisieren?“ „Ja“, meinte er, „Alfa Romeo Spider, in rot.“ – „Und wie schätzen Sie mich ein?“ „Das wird sich zeigen“, meinte er. „Ich will wissen, was Sie jetzt sehen.“ „Soweit ich sehe, guter Mittelklassewagen...“ „Steigen Sie bitte aus, gehen Sie zu Fuß weiter“, erwiderte sie, stand auf und verließ das Café. Sie hat keinen Humor, dachte er und blieb sitzen. So ein ungehobelter Klotz, dachte sie, von Frauen keine Ahnung, von Autos schon gar nicht.

6

„Ich bin Schriftsteller“, sagte der Herr mit der Baskenmütze. Sie nahm die Espressotasse vom Mund und stellte sie ganz langsam auf den Tisch. „Und worüber schreiben Sie?“, fragte sie. „Über kurze Begegnungen“, antwortete er. „Na dann...“ „Nein, machen Sie sich keine Gedanken, ich schreibe nur über scheiternde Begegnungen.“ „Scheiternde...“, wiederholte sie. „Ich fasse den Begriff sehr weit.“ „Aha.“ „Wenn man genau darüber nachdenkt, sind wir alle zum Scheitern verurteilt“, sagte er. „Schreiben Sie, was Sie erleben, oder erleben Sie, was Sie schreiben?“ „Schwer zu sagen“, sagte er, „Sie schreiben ja quasi mit.“ „Das kann auch ein langer Roman werden“, sagte sie und schmunzelte. „Ach was“, sagte er, „kommen wir zum Thema.“ „Wie Sie wollen“, sagte sie, „ich mach's kurz: Wir scheitern!“ „Aber dann...“ „Ja“, sagte sie, „dann haben Sie mehr davon“, stand auf und ging.

eine kleine geschichte, weil auch das bisweilen seine gründe hat

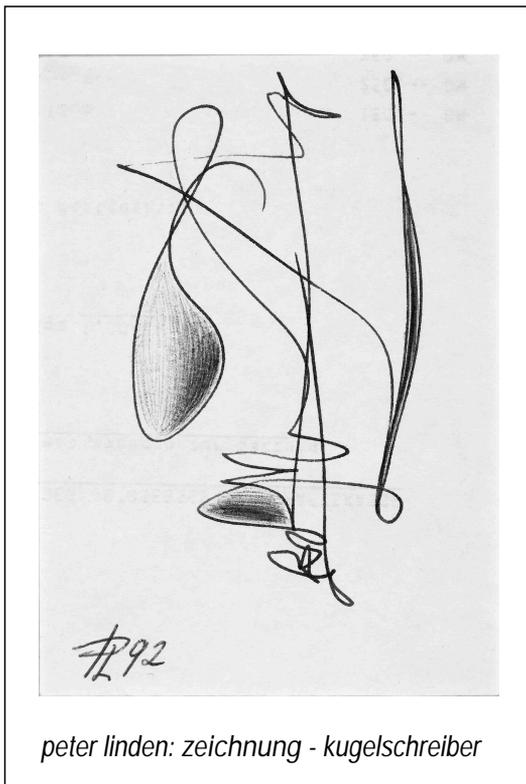
ich wurde gestern augenzeuge eines merkwürdigen ereignisses in der bibliothek meiner alma mater. ich saß an einem der in perfekter ordnung, gleich einem bataillon, aufgestellten metallische im großen lesesaal. die tische waren spärlich besetzt, wie eigentlich immer. manchmal fragt man sich, wo die eigentlich alle sind! doch drei reihen vor mir saß ein mensch, der doch sein plätzchen gefunden zu haben schien. wie er aussah, ist nicht weiter wichtig. wir wollen auch nicht zu literarisch werden. er war jedenfalls dem anschein nach auch ein student in den zwanzigern. ich arbeitete zunächst an einer sache mit den büchern, die ich mir zusammengesucht hatte. worüber ich arbeitete, tut hier auch rein gar nichts zur sache, wodurch dieser satz seine ganze berechtigung verliert; aber was einmal geschrieben wurde - . dann ergab sich aber folgendes erwähnenswerte:

es gibt seit einiger zeit in der bibliothek so etwas wie einen wächter der allgemeinen ordnung (unter kennern auch security genannt). dieser mensch schreitet die reihen in kontinuierlich aufeinanderfolgenden, scheinbar strikt nach einem vorgefertigten zeitplan orientierten abständen (besser: etappen) ab und kontrolliert die allgemeine ordnung der tische und studenten. auch wenn er ganz und gar

kein militär ist, und mir ein solcher vergleich auch nicht einfallen würde, so sträubt man sich doch davor, diesen vergleich zu unterbinden - wenn er denn dann kommt. seine uniform ist kämpferisch-funktional, vor allem seine schwarze hose, in der er gekonnt lässig seine schwarzen lederhandschuhe heraushängen lässt.

seine körperhaltung verrät potential zu gewaltausbrüchen. sein müddumpfes hausmeisterantlitz steht dem aber entgegen. wenn er hier und dort die in unordnung gebrachten tischreihen wieder in reih und glied setzt, so brüllt er dabei auch keineswegs, doch seine geduckt-verärgerte latente körpersprache schreit anklagen in die runde der sitzenden, mehr als worte es je zu tun vermögen. wenn er nicht wäre, so würde fast etwas fehlen. bisweilen organisiere ich mein arbeitspensum nach seinen stetigen rundgängen. ich sage mir, dass ich noch so lange wei-

terlese, bis er wieder auftaucht. das bedeutet dann aber keineswegs, dass ich von da an gespannt bin, wann er wieder auftaucht, denn nach ihm lässt sich die zeit besser stellen als nach irgendeinem königsberger chinesisem; denn er wird niemals, ja niemals rousseau lesen. da braucht man sich keine sorgen zu machen. auch wenn ich genauso gut die große uhr im saal als orientierungspunkt für mein letztes arbeitspensum bemühen könnte, so ist er es doch, an den ich mich halte. ihm traut man mehr als der uhr, denn die kann ja



peter linden: zeichnung - kugelschreiber

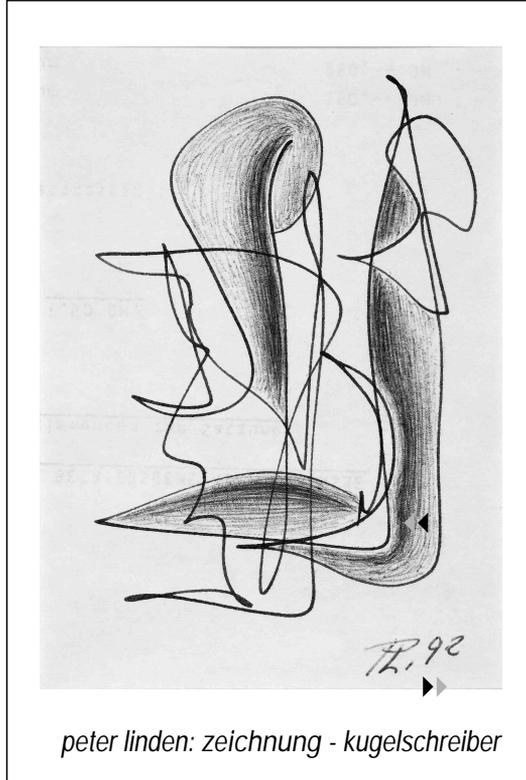
bekanntlich auch einmal stehen bleiben; das weiß man.

als der wächter der ordnung nun gestern abend wieder seinen allgemeinen disziplinierungsrundgang gegen die tische machte, packte ich zusammen, weil das mein zeichen war. Als ich nun gerade, im aufbruch begriffen, meine tasche packte, sah ich, wie der funktionshosenträger am tisch des vordermanns stehen blieb. an seiner körperhaltung merkte ich, dass hier etwas besonderes passieren wird. dort schien wohl nicht nur der tisch ein wenig verrückt, sondern größeres im argen zu sein. ich setzte mich wieder hin und erwartete das kommende. ich hatte schon einige biopolitische interventionen des mannes erlebt, aber was sollte da kommen. indem ich mich ein wenig über meinen tisch beugte, konnte ich die ruhige, aber bestimmte stimme des wächters vernennen. flink, aber nicht übertrieben gewalttätig setzte er seinen dicken, wurstigen zeigefinger auf eine stelle in einem aufgeschlagenen buch des kommilitonen. ich ahnte, dass der fingernagel schon weiß sein müsste, da er doch schon eindrucksvoll deutlich auf dem buch lag. es schien, als wolle er damit allem kommenden noch mehr ausdruck verleihen; als bekäme alles noch mehr evidenz dadurch. klar und deutlich formulierte er seine anklage. der kommilitone habe doch, so der wächter, eindeutig in dieses buch geschrieben und einige unterstreichun-

gen durchgeführt. ich spürte die angst des sitzenden; oder war das nur projektion? ich konnte durch das verhalten des studenten nicht sofort erkennen, ob er wusste, mit wem er es zu tun hatte. aber diese unkenntnis kann ihn ja doch nicht schützen. ich konnte die antwort des studenten auf die anklage nicht ganz

deutlich verstehen, weil er zunächst noch ganz leise sprach, doch er schien alles abzuweisen, was ihm zur last gelegt wurde. im folgenden wurde das gespräch immerhin so laut, dass man gar nicht umhin kam, es zu vernennen. der wächter beharrte auf seine entdeckung, sprach viel von schuld und der unvermeidlichen strafe, die solche vergehen nach sich zögen. es wunderte mich, dass der student nicht allein schon durch die präsenz der ordnung einknickte. Im gegenteil. er forderte, ganz auf rationaler argumentation beharrend, eindeutige bewiese, die ihn als identifizieren könnten.

mir schien dieser weg der verkehrteste, den man in einem solchen fall wählen kann. mit dieser art von argumentation kommt man bei der ordnung nie weit; wusste er das nicht? doch die ordnung ließ sich, was mich wunderte, zunächst auf dieses sprachspiel ein. sie führte dem studenten die beweisführung ihrer anklage in einer kleinschrittigen darstellung vor. den finger immer noch auf die stelle im buch, erklärte der wächter ruhig, er habe schon von weitem gesehen, dass die handschriftlichen notizen auf dem



peter linden: zeichnung - kugelschreiber

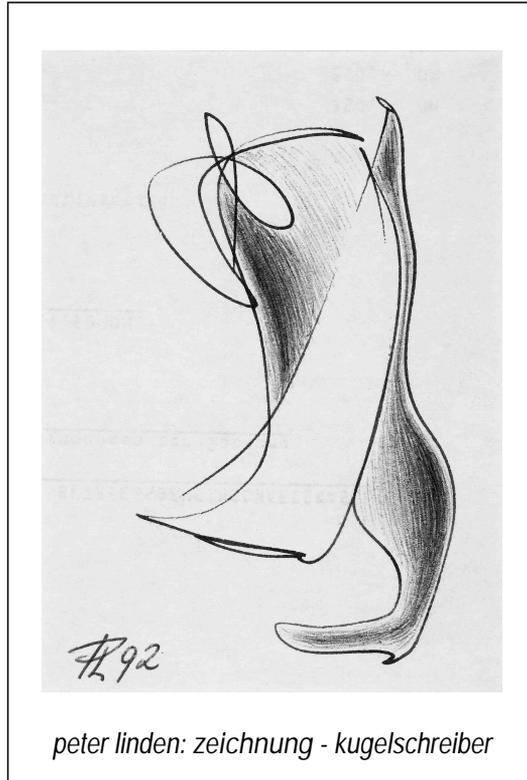
block des studenten und die art der federführung am rand des buches eine signifikante ähnlichkeit aufweisen, die eben für seine anklage sprächen. siegessicher schloß er mit dem satz, dass er sich in derlei dingen auch noch nie geirrt habe, gar für seinen scharfen blick in dingen der disziplinlosigkeit bekannt sei. ein argument, das, wie ich fand, viel schwerer wog als das ganze induktive im vorspiel. das müsste den angeklagten doch leider schlagen, dachte ich mir. der student aber beharrte auf seiner unschuld, bestand darauf, die anstreichungen nicht vorgenommen zu haben. ich dachte mir, er begäbe sich doch unnötig in zusätzliche konflikte. in solchen situationen, ich hatte sie mir schon zimal überlegt, sei es besser, alles zuzugeben und noch mehr. nicht so der student. einen moment lang kam es mir so vor, als hätte er durch seine sturheit neue luft gewonnen, denn auch

der wächter schien ob dieser uneinsichtigkeit ratlos. der student bemerkte das und nutze diese leerstelle für einen schachzug, den ich bis heute nicht verstehe. großmütig klagte er, die beweisführung sei bloße konstruktion und er könne das auch beweisen. er nahm ein anderes aufgeschlagenes buch, das verdeckt unter einigen losen blättern lag, stand auf und hielt dem wächter einen schönen alten kierkegaard-band unter die nase. er las laut vor: „lies es oder lies es nicht, du wirst beides bereuen.“ er blätterte hastig weiter und las erneut: „das ergebnis meines lebens kann nur rein nichts

sein, eine stimmung, eine einzelne farbe. mein ergebnis wird große ähnlichkeit haben mit dem gemälde jenes künstler, welcher den übergang der juden über das rote meer malen sollte und zu diesem behuf die ganze fläche rot anstrich, indem er erklärte, die juden seien schon hinübergekommen und die ägypter ertrunken.“ der student stand jetzt sehr aufrecht vor dem wärter

und ich ahnte vorher gar nicht, wie groß er eigentlich war. seine hand zitterte gar nicht und er sagte nun mit einem unklaren, spitzen lächeln um seine mundwinkel, dass er hier tatsächlich unterstrichen habe, diese unterstreichungen ganz anderer art als diejenigen des ersten buches seien, er folglich nicht der urheber der betreffenden markierungen sein könnte und die anklage des wächters somit nicht hand noch fuß habe. die ordnung erwiderte nur, dass sie bei der bestrafung später durchaus bereit sei zu berücksichtigen, dass

der angeklagte ganz freiwillig seine taten angezeigt habe und sich schuldig bekenne. der student stand regungslos, immer noch den finger auf der seite im schönen kierkegaard-band liegend. er schien nicht fassen zu können, dass es nur ihm um die wahrheit ging; aber was sollte das auch sein? eine kurze handbewegung der ordnung folgend, schritt er hinter ihr auf langen fluren. ◀◀



peter linden: zeichnung - kugelschreiber

Kevin Drews

*1987 in Herne; seit 2007 Studium der Germanistik und Geschichte an der Ruhr-Uni Bochum; seit der Oberstufenzeit (2004) unregelmäßig Kurzprosa und Lyrik.



peter linden: dekor weißer nächte - dispersion auf karton

das gleiche

jahre nach dem krieg der bürger.
sein konzentrierter blick
auf ein haus
in der malerischen gasse.
passanten, die interessiert stehenbleiben
und seinen augen folgen,
seinen augen, seiner hand, seinen augen.
folgen seinen augen zu rankenden blumen,
zu einem fenster aus dem das ende weht
eines lichten stores,
folgen seiner arbeitenden hand, seinen augen,
hinauf zu feuerfarbenen ziegeln,
einem schlafenden kamin, einer satellitenschüssel,
folgen ihm zurück zur staffelei
in der gestalt annehmen
habseligkeiten auf dem rücken störrischer tiere
und ein nie wieder abzuschüttelnder staub
von den füßen der flüchtenden.

wir sehen das gleiche
nicken stumm die passanten.

aus feinem leder

andächtig gräbt die bejahrte dame
ihre toten aus einem gefütterten fach,
einen nach dem andern, die tochter,
die eltern, den bruder, den ehemann,
erneut die tochter

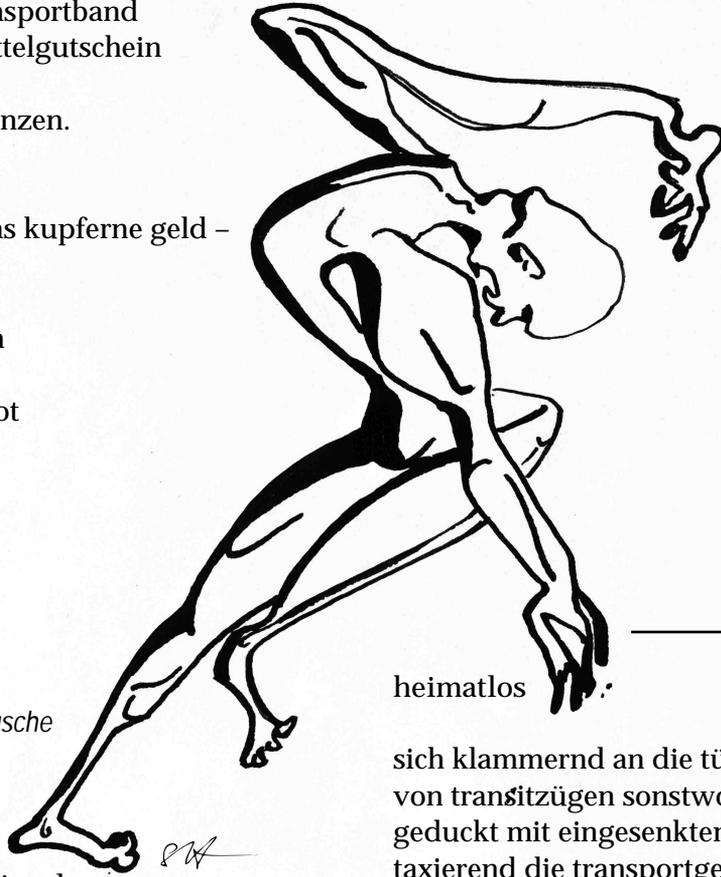
ungerahmt, schwarzweiß und in farbe
schlagen sie in unseren händen
die augen auf, erwachen für einige blicke
zu altem leben, an dem sie uns fremde
ein wenig teilhaben lassen, wir ihre
namen erfahren, ihren beruf,
von ihrem untadeligen charakter

bevor sie aus dem warmen licht
der caféhauslampe wieder
zurückkehren in ihre tragbare
grabstätte aus feinem leder, gestorben
zum wievielten mal an krieg, an krebs, an autounfall

vor ihren augen

brot und milch ziehn vorbei,
 dosensuppen, fischkonserven.
 im blick die schlange.
 auf dem ruhenden transportband
 liegt jetzt ein lebensmittelgutschein
 und ein hügel kleiner
 und noch kleinerer münzen.
 geduldig und mit
 zuneigendem ernst
 zählt die kassierererin das kupferne geld –
 ein kunde
 der vor ihren augen
 bei nacht und unbilden
 den erdteil wechselt
 in einem brüchigen boot

Michael Hillen
 *1953 in Bonn, 1978 bis 2005 Tätigkeit als Korrektor,
 Lektor und Bibliothekar. Seitdem freier Autor. Beiträge in
 Zeitungen, Literaturzeitschriften, Anthologien. Letzte
 Veröffentlichungen: Die Gedichtbände 'Ablegende
 Schiffe' und 'Beschattete Erinnerungen'.



Steffen Holst: ohne Titel - Tusche

im spiegel

spiegelnd	weißmoos
eine bleibe	untertage
auf der scheibe	ohne frage
liegend	lautlos

heimatlos

sich klammernd an die türen
 von transitzügen sonstwohin
 geduckt mit eingesenktem kinn
 taxierend die transportgebühren

treiben sie an den kanten
 entleerter bahnsteige vorbei
 heimwehverbrannt als vogelfrei
 davongejagte exilanten

am ende gleichen ihnen
 wir alle suchend ein asyl
 jenseits des stacheldrahtes kühl
 senkt sich der abend auf die schienen

Theo R. Payk

Theo R. Payk
 Nach fachärztlich/fachpsychologischer Ausbildung als Psychiater u.
 Psychotherapeut in Bonn, Bochum u. Düsseldorf tätig.
 Seit der Emeritierung freiberuflich Dozent, Gutachter u. Supervisor. Verfasser
 diverser Fach- u. Sachbücher. Lyrische Texte in Anthologien;
 erster Gedichtband "spätnachrichten" (Edition Thaleia St. Ingbert 2011).

من أخذ النظرة؟

Wer hat den Blick weggenommen?

من أخذ النظرة التي تركتها أمام الباب قبل أن أنام؟
النظرة التي
طوال الليل
حاولت أن أخلق لها عيناً.

Wer hat den Blick weggenommen,
den ich vor der Tür gelassen habe,
bevor ich schlafen ging?
Der Blick, dem ich die ganze Nacht lang
versucht habe, ein Auge zu erschaffen.

نظرة بلا عين أنت
ووقفت على بابي
في قلبي أحداق كثيرة لعيون
نبشئها حدقة حدقة
ولم أجد عيناً لهذه النظرة.

Ein Blick ohne Auge kam
und hielt an meiner Tür.
In meinem Herzen habe ich viele Pupillen für Augen,
ich holte sie hervor, Pupille um Pupille,
doch fand ich kein Auge für diesen Blick.

نظرة غريبة أنت في الليل
ونامت أمام الباب
وفي الفجر
حين فتحت عيني
غابت

Ein merkwürdiger Blick kam in der Nacht
und schlief vor der Tür,
und in der Morgendämmerung,
als ich meine Augen öffnete,
war er verschwunden.

يمشي يمشي

Er geht und geht

يمشي باحثاً عن بحر
يرقص موجهُ مع السمك
عن صحراء
يغني رملها مع الريح
باحثاً عن البحر الأول والصحراء الأولى
وعن حقول
أوراق أشجارها عيون مزارعين
وعيون فلأحيتها أوراق شجر
وعن عين
هي عيون الجميع.

Er geht und sucht ein Meer,
dessen Wellen mit den Fischen tanzen,
sucht nach einer Wüste,
deren Sand mit dem Wind singt.
Er sucht nach dem ersten Meer,
nach der ersten Wüste und nach Feldern,
wo die Blätter der Bäume
die Augen von Bauern sind,
und die Augen ihrer Bauern
Blätter von Bäumen sind
und nach einem Auge,
das das Auge aller ist.

يمشي يمشي ولا يرى بحراً
لا يسمع غناء
لا يرى رقصاً
لا حقولاً ولا مزارعين
يمشي
يمشي
بلا عين
ولا قدم
ولا مكان.

Er geht und geht und sieht kein Meer,
er hört kein Singen
und sieht kein Tanzen,
keine Felder und keine Bauern.
Er geht
und geht
ohne Auge,
ohne Fuß
und ohne Ort.

Karima Badr

*1956 in Alexandria/Ägypten. M.A. in
Middle Eastern Studies, Skandinavistik,
Islam. Kunstgeschichte. Jetzt wohnhaft in
Bonn. Nahost-Politik, Übersetzen, Malen.

Wadih Saadeh

*1948 im Libanon, lebte als Journalist in verschiedenen europäischen Hauptstädten, 1988 nach Australien
ausgewandert. Mehrere Gedichtbände, Teilnahme an Literaturfestivals, Preise, Übersetzungen in mehrere Sprachen.



peter linden: tänzer - tinte und lackstift auf papier



Steffen Holst: ohne Titel - Bleistift

Katowice Connection

Zu Hause in Katowice, im Stadtteil Janow, wo von den Mauern verwitterter Ziegelsteinhäuser kämpferische Fußballparolen brüllen, Janow jest Ruch, kennt man sie. Hier spielten Mariusz und Tomek schon als Kinder in kurzen Hosen und bunten T-Shirts, die Verwandte aus dem Westen, z Niemiec, in verschnürten Paketen geschickt hatten, mit staubverdreckten Knien und Wangen in den Einfahrten der Häuser Räuber und Gendarm. Ihre Träume lösten sich später nicht in 50qm Standardplattenbauwohnungen auf, von denen farblose Männer hinter dunklen Schreibtischen sagten, sie seien der Traum jedes sozialistischen Bürgers und gegen eine Bruderspende den Namen einige Plätze höher auf die Warteliste setzten. Ihre Träume wurden konserviert. In Einmachgläsern, in denen früher die Oma Kirschkompott, Gurken oder eine Suppe, die nach Pappe schmeckte, in steinigen Kellergewölben lagerte. Für harte Zeiten. Aufgereiht in staubigen Regalen, in denen Dinge warteten, die sich nie jemand wieder ansehen wird: ein Glas unbeschwerte Vorstadtjugend, ein Glas mit Arbeit auf der Zeche, ein Glas mit dem Häuschen im Grünen. Inzwischen alles verdorben. Irgendjemand hat die Gläser wohl nicht richtig verschlossen.

Mariusz und Tomek blieben in Janow, schon weil ihre Eltern nicht auch noch ein halbes Leben auf eine Wohnung warten wollten, wenn sie sich schon so lange für ein Auto, Fleisch oder Freiheit gedulden mussten. Mariusz und Tomek wichen den größer werdenden Löchern der Bürgersteige aus, nahmen Besitz von der Straße. Zuerst zu Fuß, dann mit dem Fahrrad, schließlich mit einem Maluch, den sie in Einzelteile zerlegt in der Garage eines Onkels gefunden hatten.

Inzwischen schieben sich längst keine Maluchs, kein Polonez und auch keine klobigen Warszawa mehr über die Fahrbah-

nen. Jetzt fahren Mercedes, VW, und wer sich diese nicht leisten kann, dann eben einen Japaner. Mariusz und Tomek nehmen es hin. So wie sie in den Jahren vieles hingenommen haben.

Sie borgen sich einen BMW, von Dariusz, dem armen Hund, der keinen Spaß mehr am Fahren hat, nur noch am Lamentieren, in der Kneipe an der Ecke, über die ganze Scheißsituation, das knappe Geld und seine Frau Basia, seitdem sie die Fabrik dichtgemacht haben. Wegen der Kosten haben sie gesagt. Und sind weiter gezogen nach Rumänien. Betriebe, die Beine haben. Das gab es doch bisher nur im Westen. Wenn es ihn wieder aufmuntert, bringen sie Dariusz etwas von drüben mit, vielleicht eine neue Bohrmaschine, weil sie deutsch und gut ist, und man so etwas immer brauchen kann.

Ganz früh sind Mariusz und Tomek heute aufgestanden, als die Sonne die ersten feinen Strahlen in die Dunkelheit der Straßen presste und ganz Katowice so grau aussah wie in den alten Schwarzweiß-Serien, die immer wieder im Fernsehen laufen. Jetzt gleiten sie über die Autobahn, autostrada cztery, die Lebensader zwischen Katowice und der deutschen Grenze. Mariusz und Tomek lauschen, spitzen die Ohren, suchen nach dem Geräusch von damals, aus Kindertagen, als sie einmal mit ihrem Vater eine Tante in Deutschland besuchten: babam, babam, babam, babam. Plattenbautechnik für die Straße. »Damit die Wagen, die zu schnell in Richtung Westen fahren, einen Achsenbruch erleiden. Damit sie uns hierbehalten können«, wie die Alten warnten, die seit dem Krieg weder das Land noch ihre Stadt verlassen hatten. Jetzt: glatter Flüsterasphalt. »Als wenn man durch Butter schneidet«, wie ein polnisches Sprichwort sagt. Weil sich eine deutsche Firma den Auftrag geangelt hat. Die wissen, was sie tun.

Dort wo früher Auto- und Buskolonnen sich durch das Nadelöhr der Grenzkontrolle



quetschten, wo LKW-Fahrer die Wartezeit in Tagen angaben, erinnern nur noch die Gerippe von Abfertigungsanlagen und verbarrikadierte Bürocontainer an ein halbes Jahrhundert Trennung. Vor den verlassenem Gebäuden kann man die Geister der Zollbeamten erahnen, bei denen sich die Grenzgänger mit Zigaretten und Wein dafür bedankten, dass sie nichts fanden. Zehn Stangen und zwei Kisten, Bezahlung nach Leistung, nicht nach Plan, wer weniger sah, bekam auch mehr.

Heute stehen die Körper der gleichen Zollbeamten einige Kilometer vor der Grenze in Restaurants oder Souvenirläden oder sitzen zu Hause rum und fragen sich, wieso die Grenzenlosigkeit sie überrannt hat, obwohl sie ihr ganzes Leben lang nur Blechkolonnen im Schneckentempo kriechen sahen.

Der BMW eilt über die Autobahn in Richtung Westen, dorthin, wo immer noch alle

hinwollen. Berlin, Berlin, wir fahren nach Berlin!, einer der wenigen Sätze, die Mariusz und Tomek akzentfrei aussprechen können. Weil sie sich im Fernsehen immer die Bundesliga ansehen. Die Ekstraklassa ist nicht extra klasse, sondern extra schwach. Immerhin haben Wisla Krakau und Lech Poznan in den letzten Jahren mal Europa League gespielt. Auch wenn sie ziemlich unter die Räder gekommen sind.

Nach Berlin zu fahren lohnt trotzdem nicht. In den 1990ern war da noch was drin, als sie die Stadt umgebaut haben und eine Menge Leute auf den Baustellen brauchten. Jetzt ist Berlin wiederaufgebaut, jetzt hängen da zu viele Albaner und Jugos rum. Mariusz und Tomek zieht es weiter. »Man kann nie weit genug in den Westen gehen«, hatte einer ihrer Onkel ihnen immer zugeflüstert, als sie noch klein waren und dabei melancholisch-verschwörerisch geschaut. Früher hatten alle



Steffen Holst: ohne Titel - Bleistift

Erwachsenen etwas Melancholisch-Ver schwörerisches an sich, weil jeder zu tricksen versuchte, um über die Runden zu kommen. Heute schauen die meisten nur noch melancholisch drein, weil sie überzeugt sind, dass sich die Realität gegen sie verschworen hat.

Mariusz und Tomek fahren nach Köln, weil sie dort von Janusz erwartet werden. Typisch, man fährt immer nur dahin, wo man jemanden kennt oder wo jemand schon etwas klar gemacht hat. Das hat wenig mit Pioniergeist zu tun, eher mit der Zufälligkeit, sich aus der Notwendigkeit zurechtzufinden. Eine Gelegenheit, eine Gefälligkeit, ein Stück Zukunft, auch wenn es nur für eine Woche reicht. Janusz kennt sich aus mit der Beschaffung von Dingen. Gelernt hat er das, als er noch bei der polnischen Botschaft in Marienburg gearbeitet hat. Da hat er vielen Leuten Dinge beschafft, die nicht für diese gedacht waren. Als es aufflog, musste er sich selbst ganz schnell beiseite schaffen. Kaum zwei Kilometer Luftlinie entfernt. Ein kleines Zimmer in einem Hinterhof. J. Kugelski. Import / Export.

Ihr Treffpunkt ist wie für Polen gemacht: Domplatz beim Eingang zum Römisch-Germanischen Museum. »Im Glanz des Trubels fallen dunkle Gestalten nicht auf«, meinte Janusz und lachte dabei ins Telefon wie ein Komiker, der nur sich selbst unterhält. Und Polen in der Nähe von Gotteshäusern sowieso nicht, denken Mariusz und Tomek.

Sie streifen umher, schieben ihre staubigen Schuhe über die Bodenplatten, schauen und wundern sich, nicht über die Touristen, die wie eine Eis schleckende, fotografierende Herde über die Domplatte zieht, sondern über die Aktivisten, mit ihren Transparenten, Schildern, Aufklebern und spontanen Gesangseinlagen. Freiheit für Tibet, Freiheit für Palästina, Freiheit für den und den. So muss das wohl damals in Danzig auf der Werft angefangen haben, sah aber nicht ganz so bunt aus.

Irgendwann erscheint Janusz, wie es sich für einen gewitzten Geschäftsmann gehört, immer etwas zu spät, immer etwas gehetzt, noch in ein Telefonat verwickelt. Er nimmt sie mit, weg vom Domplatz, hinein in eine Seitenstraße, wo sie auf einen Transporter zusteuern, einer von denen, denen man die Unseriösität an den verrosteten Schlössern, der Staubschicht und den verdunkelten Scheiben direkt ansieht. Die Fahrt geht weiter, es geht immer irgendwie weiter, auf verschlungenen Wegen, für Mariusz und Tomek und alle, die sie kennen, geht es nie geradeaus weiter, sondern im Zickzack, nicht verfolgbar, nicht voraussehbar, aber manche Fahrten enden in heilen Umgebungen. So wie in diesem Neubaugebiet, das noch roh vor Glück und Zukunftsaussichten riecht.

Aber eigentlich nicht mehr als eine Baustelle. Wieder eine Baustelle, wie früher in Berlin. Der Motor hört auf zu röcheln, Türen öffnen sich gähnend, Zeugs wird ausgeladen, Männer machen sich an die Arbeit, unter den zufälligen Blicken vorübergehender, braver Bürger, die jene Skepsis in ihren Gesichtern mitführen, die alles Unbekannte als Bedrohung einstuft. Sie sehen diese Männer, verstehen aber kein Wort von dem, was sie sagen und bemühen sich, nicht hinzustarren als sie mit einem »Das sind doch bestimmt Schwarze« die entgegengesetzte Richtung einschlagen. ◀◀

Martin Halotta

*1978 in Katowice/Polen. Autor, Redakteur, Büromensch.

Studierte Sozialwissenschaft in Bochum, Chinesisch in Shanghai, wo er mehr als ein Jahr beheimatet war. Lebt jetzt in Düsseldorf. Mitglied der Literaturgruppe DKdenz.

Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien.

Seit 2011 Kabarettauftritte als Botschafter polnischen Humors an Rhein und Ruhr. www.martinhalotta.de

Herbsthaar

Mein Herbsthaar wächst.
 Von hellen Zinnen
 fallen rote Sonnen.
 Der Flachs ist lang
 im gelben Saal versponnen,
 Winde rinnen
 Mauern lang.
 Der Tod, ein Klang,
 ein Klirren, Brechen, -
 Äpfel stechen
 in weiche Erde nach dem Fall.
 Ein weißer Ball
 durchrollt die Höfe und die Ecken.
 Er findet uns auf jeden Fall.
 Komm, laß uns gehn, verstecken
 spielen. Es ist schon gut, das Wo und Wann.

Xanten

Herbstwind streift die Ebenen,
 sitzt im Baum,
 tote Blätter lehnen
 an ihrem Ast, er fasst
 sie leicht am Saum.
 Ein weißer Himmel steht
 darüber, unbewegt und leer
 und Backsteinhäuser gehen
 auf brachen Schollen in
 ein braunes Meer.

J.S. Petri

Geboren in Frankfurt am Main. Studium in Wien und
 Bonn. Lyrik und Theaterstücke.

Wadih Saadeh

aus dem Arabischen von Karima Badr

الحكاية Die Geschichte

الحكاية أن لا حكاية
 تلك التي قالها القبطان كانت خرافة
 كي يسلي المسافرين في المحيط المديد
 والحكاية الأخرى كانت خرافة أيضاً
 كي يسلي الذين يغرقون.

Die Geschichte ist die, dass es gar keine Geschichte gibt.
 Die, die der Kapitän erzählte, ist ein Hirngespinnst
 zur Unterhaltung der Reisenden auf dem weiten Ozean.
 Auch die andere Geschichte war ein Hirngespinnst,
 um die Ertrinkenden zu unterhalten.

الحكاية أن لا أحد في البستان
 ولا أحد في الخيمة
 ومن كان ينام ويزرع كان خيالاً
 لا خيمة ولا بستان لكن قيل ذلك
 كي يظن الشجر أن له ظلاً
 ويظن التراب
 أنه أم.

Die Geschichte ist die, dass niemand im Garten ist
 und auch niemand im Zelt.
 Der, der schlief und pflanzte, war erfunden.
 Es gibt gar kein Zelt und keinen Garten, aber es wurde behauptet,
 damit die Bäume glauben, sie hätten einen Schatten
 und der Staub glaubt,
 er wäre eine Mutter.

الحكاية أن لا أم
 ولا قبطان ولا مركب ولا ظل
 ولا حكاية

Die Geschichte ist die, dass es gar keine Mutter gibt
 und keinen Kapitän und kein Schiff und keinen Schatten
 und keine Geschichte.

Willkommen bei Free Pen Verlag & Agentur

Unter den Einwanderern im deutschen Sprachraum der letzten Jahrzehnte sind zahlreiche Autoren, die unentdeckt bleiben. Sie schreiben ihre Bilder in die Sprache ihrer neuen Bewegungsräume hinein. Hier ist eine Literatur entstanden, deren Vielfalt und Experimentierfreude die Aufmerksamkeit eines großen Leserkreises zu wünschen ist

Der Free Pen Verlag hat sich seit 1998 zum Ziel gesetzt, diese Autoren zu entdecken und zu verlegen. Hervorgegangen aus der wissenschaftlichen Arbeit des *Bonner Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelles Lernen (BIM) e.V.*, konzentriert sich der Verlag auf wissenschaftliche und pädagogische Publikationen im Themenkreis Migration sowie auf ein belletristisches Programm vorwiegend mit Autoren ausländischer Herkunft.

Der Verlag betreut im Bereich der Dissertationen und Examensarbeiten Autoren durch Unterstützung beim Lektorat, Layout, Drucklegung und Vertrieb.

Informieren Sie sich auf unseren Internetseiten unter www.free-penverlag.de über unsere Publikationen, unsere Autoren und aktuellen Termine. Wir hoffen, daß Ihnen unser Programm gefällt und freuen uns, wenn Sie mit uns Kontakt aufnehmen.

*Free Pen Verlag und Agentur des Bonner Institutes für Migrationsforschung und interkulturelles Lernen e. V (BIM)
Brüdergasse 16 - 18, 53111 Bonn; Postfach:
7043, 53070 Bonn*



BUCHHANDLUNG & GALERIE BÖTTGER

Belletristik - Sachbuch - Kinderbuch
Pressendruck - Antiquariat
CDs - Zeitgenössische Kunst

LYRIK

ist ein fester Bestandteil des Sortiments.

Informationen zu Ausstellungen & Lesungen:
www.buchhandlung-boettger.de

Maximilianstraße 44 | D-53111 Bonn
(gegenüber dem Bonner Hauptbahnhof)
Telefon: 0228.350 27 19
brief@buchhandlung-boettger.de

Öffnungszeiten:
Mo-Fr 10-18.30 Uhr | Sa 10-16 Uhr

anzeigen

Kontakt:

redaktion@500gramm.de
www.500gramm.de

STILART

KUNST- UND DESIGN
DES 20. UND 21. JAHRHUNDERTS
LAMPEN - MÖBEL - KUNST

An- und Verkauf
www.stilartbonn.de

E-Mail: stilart-klemen@t-online.de
Telefon: +49 (0) 228 - 24 98 98 9
Mobil: +49 (0) 177 - 77 55 12 0

Ladenlokal
Bonn, Reuterstr./Ecke Argelanderstr.

Öffnungszeiten: Die - Frei 14.00 - 18.30
Sam 11.00 - 14.00
oder nach telef. Vereinbarung

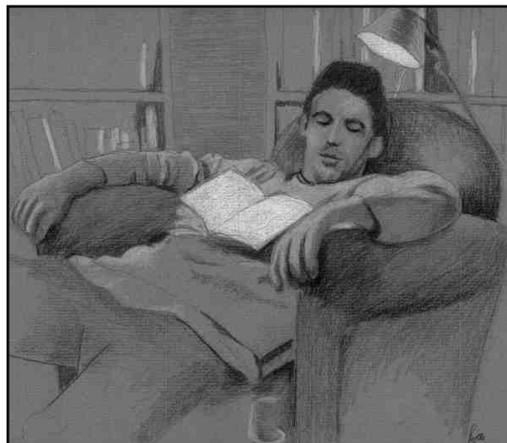


Je dickens, destojewski!

Thomas Kapielski

buchLaden 46

Kaiserstr. 46, 53113 Bonn, 0228.223608, www.buchladen46.de



HAUSDORFFSTR.160
53129 BONN-KESSENICH
TELEFON 0228/232868
TELEFAX 0228/549014
info@buchhandlung-jost.de
www.buchhandlung-jost.de

EDV-BERATUNG HANS-WERNER BONGARDT

seit 1986

- *Netzwerk*
- *Schulungen*
- *PC-/Notebook-Service*
- *Reparaturen*
- *Tinte, Toner*

Öffnungszeiten:

Montag bis Freitag

9.00 bis 18.00 Uhr

Pause 12.30 bis 14.30 Uhr

Samstag

9.00 bis 13.00 Uhr

Rathausstraße 14
53225 Bonn-Beuel

Tel. (0228) 4 29 81 93

Fax (0228) 4 29 81 94

info@bongardt-bonn.de

www.bongardt-bonn.de